

Jürgen Reimer
Ein Abschied in Rom

Jürgen Reimer

Ein Abschied in Rom

 EDITION
LITHAUS

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN-10: 3-939305-09-X

ISBN-13: 978-3-939305-09-5

© 2006 LIThaus edition Berlin

www.lithaus.de

Satz: Grafik-Design Fischer Weimar

Umschlag: Jochen Ende Leipzig

Herstellung: Schaltungsdienst Lange oHG, Berlin

Diese Qual! Eine Qual, eine Hölle der man nicht entfliehen konnte, die einen teuflisch festhielt. Aber warum sollte er ihr nicht entfliehen können? Entfliehen, indem er einfach seinem Gefühl nachgab und sich Stefanie näherte. Er würde ... Er würde ... Ja, was würde er? Sie würden über ihn lachen.

Bug sah sie alle vor sich. Sah, wie sie spöttisch den Mund verzogen und hinter seinem Rücken redeten. Nein, das wollte er nicht riskieren. Warum glaubte er eigentlich, sie würden lachen? Sie würden nicht lachen, sie würden ihm eher bedauernd nachblicken und mit den Achseln zucken. Der eine oder andere würde denken: Das kann vorkommen, ist mir auch schon passiert. Da muss man durch.

Vielleicht würde Stefanie antworten: Ich habe gewusst, dass Sie mir das sagen. Eine Frau spürt das. Er sei ihr ja auch nicht unsympathisch. Ganz im Gegenteil. Aber er solle ihr Zeit lassen, sie müsse sich jetzt auf das Abitur konzentrieren. Und danach ...

Die Schüler würden wahrscheinlich denken: Herr Bug ist schließlich noch ein junger Lehrer von Anfang dreißig. Warum sollte sich ein Mann in seinem Alter nicht in eine Schülerin verlieben?

Nein, er musste sein Geheimnis für sich behalten. Und wenn er sie doch um ein persönliches Gespräch bäte und sich ihr offenbarte? Nein, das würde ihn noch unglücklicher machen. Es gab schließlich bisher kein Anzeichen, dass sie sich auch für ihn interessierte.

Er starrte gegen die Decke. Keine Spur von Müdigkeit, obwohl sie beide, er und Klassenlehrer Beck, doch den ganzen Tag mit den Schülern durch die Stadt gelaufen waren.

Er hatte einmal bemerkt, wie sie allein vor einem Lokal stand und vor sich hin lachte. Von den beiden Mitschülern, die neben ihm gingen, hatte er sich getrennt, und dann war er neben sie getreten und hatte scheu gefragt: O, gibt es was zu

lachen? Eine dumme, banale Frage, wie er später fand. Sie hatte ihm das Gesicht zugewandt und auf ein Schild gezeigt. Er hätte sie nicht ansprechen sollen. Sein hilfloser Zustand war ihm in diesem Augenblick besonders schmerzhaft bewusst geworden. Diese Augen. Ihr Gesicht würde man nicht unbedingt als hübsch bezeichnen. Aber es ging eine charmante Ausstrahlung von ihr aus, die ihn schon am ersten Tag der Reise fasziniert hatte. Ihr Gesicht war es vor allem, das ihn so sehr beglückt hatte, dass er sich schwach fühlte, sobald er in die Nähe des Mädchens kam. Er mied ihre Gegenwart so gut er konnte. Nein, sie war nicht verliebt in ihn. Es wäre dumm, sich Derartiges einreden zu wollen.

Das Lokal, vor dem sie beide heute gestanden hatten, pries in englischer Sprache an: Fresh from our butcher: two white sausages with fresh bavarian pretzel.

Stefanie sagte, sie habe sich besonders über den Ausdruck ›pretzel‹ gefreut. ›Gefreut‹, hatte sie gesagt, und nicht dass sie es *witzig* oder *krass* oder *abgefahren* fände. ›Gefreut‹. Stundenlang wiederholte er dieses Wort für sich. Wie dumm, wie albern von ihm. Während sie beide auf das Schild sahen, hatte sich seiner eine wachsende Angst bemächtigt, vor dem, was mit ihm passierte. Zum Schein war er mit in ihre Fröhlichkeit eingestimmt. Stefanie war da anders.

Wann war ihm bewusst geworden, dass er sich in Stefanie verliebt hatte? Sie war eine Schülerin unter anderen und sie war ihm zunächst nicht aufgefallen. Es musste vor zwei Tagen gewesen sein, auf dem Weg zur Pinakothek. Kollege Beck marschierte mit anderen aus der Gruppe an der Spitze, und er war zufällig mit ihr ins Gespräch gekommen. Während dieses Gesprächs hatte er sich vermutlich in sie verliebt. Dieses Gefühl, das er aus früheren Beziehungen kannte, hatte sich plötzlich in ihn hineingeschlichen, heimlich und unbemerkt in einem wehrlosen Augenblick. Er war zum Gefangenen seines Gefühls geworden.

Sie hatten sich über Paris unterhalten und festgestellt, dass sie beide diese Stadt liebten. Paris zu lieben sei nichts Besonderes, hatte sie gemeint. Sie könne sich keinen Menschen vorstellen, der nach einem Besuch nicht in diese tolle Stadt verliebt sei.

Sie hatte unbefangen vom Verliebtsein gesprochen. Später hatte er sich immer wieder gesagt, dass sie, die Neunzehnjährige, diesen Zustand kennen musste. Wäre sie sonst so selbstverständlich mit diesem Wort umgegangen.

Sie hatten beide von Pariser Spaziergängen geschwärmt. Einmal sei sie mit ihren Eltern vom Musée d'Orsay bis zu den kleinen Kabarettts am Montmartre gelaufen. Ein langer Weg. Er hatte seinerseits von einem Spaziergang durch das Marais bis zur Bastille erzählt.

Nein, sie gehörte nicht zu den steinernen, törichten Jungfrauen, die stets mit glänzenden Augen auf ihre Kleider sahen. Mit gespielter Souveränität wollte er ihr dieses Kompliment gerade machen, als sie auf die anderen Schüler stießen, die sich vor dem Eingang des Museums versammelt hatten. Zusammen mit Herrn Beck schienen die Mitschüler auf sie beide gewartet zu haben wie auf ein verliebtes Pärchen, das in sich selbst vertieft hinter den anderen herschlendert.

Der Schein der Straßenlaternen sickerte durch die dünnen Vorhänge. Stunde um Stunde hörte er eine Kirchenglocke schlagen. Die ewige Folter. Er lag wie so oft mit offenen Augen lang hingestreckt auf dem Rücken, und grübelte. Die Gedanken sprangen zwischen Vergangenheit und Zukunft hin und her, unablässig. Ihn fröstelte.

Für einen Augenblick sah er den Gitarrenspieler vor sich, der gestern vor Touristenbussen gebettelt hatte. Ein Motorrad, das aufheulte. Dann gab einer Vollgas im Leerlauf.

Beck fluchte. Der hat wieder den Schalldämpfer ausgeschraubt. Wie spät? Weit nach Mitternacht. Ich muss eine län-

gere Alkoholpause einlegen, wenn ich Nerven und Vitalität behalten will oder wenigstens einen Teil davon. Der Alkohol macht mich schlapp, energielos, apathisch. Mittlerweile habe ich nur noch die Wahl zwischen unmäßigem Alkoholkonsum und totaler Abstinenz. Exzessives, unkontrolliertes Trinken, Schlafstörungen, überreizte Nerven, Tabletten – ein Teufelskreis! Der Alkohol steigert meine innere Unruhe, er lähmt, verhindert die Konzentration, schwächt meinen Willen. Er ist ein Gift, hindert mich am Arbeiten. Ich bin ein Spielball meiner Stimmungen. Die Einsicht ist ja da, mein Verstand sagt mir, wo ich stehe. Aber dann kommen die Stimmungen und mit ihnen der Leichtsinn, der jede Einsicht in den Wind schlägt. – Nach dieser langen Phase der Maßlosigkeit ist nur Selbstdisziplin die letzte Rettung.

Bug erhob sich, ging ans Fenster und sah hinunter auf den Platz vor der U-Bahn-Station. Die Straßenlaternen hatten ihn in ein mattgelbes Licht getaucht. Bald würde es dämmern.

Es hielt ihn nicht länger im Käfig seines schmalen Zimmers. Ich muss raus! schrie es in ihm. Raus, um nicht an meiner Qual ersticken zu müssen.

In der Kneipe roch es nach verschüttetem Bier. Wenige Gäste am Tresen. Während er einen Wodka trank, dachte er an Klaus Beck, der hinter ihm in einem dunklen Haus schlief. Beck erzählte gern Witze. Das Fatale, ja Peinliche war nur, dass der Kollege anschließend selber lachte, während die Schüler nur grinsten oder sich über das Lachen ihres Lehrers amüsierten. – Warum dachte er gerade jetzt an den älteren Kollegen? Es war sicher Neid. Der Mann war frei, er sah Stefanie als eine Schülerin unter anderen Mädchen an. War er, Jens Bug, nicht der geborene Verlierer? Seine persönlichen Niederlagen hatten ihm die Rolle eines Verlierers zugewiesen. So war es. Er war inzwischen bereit, diese Rolle anzunehmen.